

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1916

150 (30.6.1916) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Die Gemeinschaftsküche.

Von August Bebel.

„Unsere Feldgrauen!“ Man kann in kein bürgerliches Blatt blicken, ohne in jeder Nummer ein halb dutzendmal diesen Ausdruck des Stolzes wieder zu finden. Wie wenige denken wohl bei diesen Worten daran, daß es eine nachträgliche Anerkennung und Guldigung für August Bebel bedeutet, der schon seit Anfang der 90er Jahre unermüdet gegen den Uniformprunk und für Wahl einer besseren Schutzfarbe eingetreten ist. Bebel ist deswegen in der Zeit der Jungenbewegung aus den Reihen der Partei selbst heftig angegriffen worden, weil er dem Militarismus Konzessionen machte und für ihn Mittel bewilligen wollte, hat aber an seinem richtigen Standpunkt unerschütterlich festgehalten. Auf dem Parteitag in Halle trat er den damaligen Anarchosozialisten mit den folgenden klassischen Ausführungen entgegen:

„Ich habe darauf hingewiesen, daß bei der Anwendung des rauchlosen Pulvers und der gegen früher ungeheurer gesteigerten Treffsicherheit der Gewehre die jetzigen Uniformen mit ihren blinkenden Metallknöpfen und grellen Farben ein geradezu verberberndes Zielobjekt für die Feinde seien. Wäffen sich nicht geradezu das Auge der feindlichen Schützen herausfordern. Und nun frage ich euch alle, die ihr verpflichtet sei, gegen den auswärtigen Feind die Waffen zu tragen, als Linienjoldaten, Reservisten, Landwehrmänner oder Landsturm: wenn ich verhindern will, daß ihr durch äußere Kennzeichen eine bequeme Zielscheibe für den Feind werdet, habe ich damit etwas getan, was vom Parteistandpunkt aus verwerflich wäre? Wie in meinem Leben habe ich in einer Frage ein besseres Gewissen gehabt wie in dieser.“

Von diesem Standpunkt aus hat Bebel nicht nur für die Einführung der feldgrauen Uniformen propagiert, sondern sich auch bereit erklärt, für diesen militärischen Zweck die Mittel zu bewilligen und hat es schließlich, als die Stunde dazu gekommen war, mit der ganzen Fraktion getan.

Jetzt ist die Zeit reif geworden, um wiederum durch den Krieg den Triumph einer anderen Idee August Bebels zu erleben. Massenpeisungen sind das Schlagwort geworden, das jetzt im Reichstag und in allen Stadtvormaltungen weitergegeben wird, und für Massenpeisungen will der neue Leiter des Reichslebensmittellamtes Geld und Vorkehrungen zur Verfügung stellen. Der halbamtliche Nachrichten- dienst für Ernährungsfragen hat sich erst vor kurzem mit großer Entschiedenheit gegen die Vorurteile gewandt, die der weitesten Verbreitung der Massenpeisungen entgegenstehen. Er führte aus:

„Gegen die Einführung der Massenpeisung erheben sich mancherlei Vorurteile. Die Vorteile der Massenpeisung sind so bedeutende, daß ihre Einführung, wie auch in einem Gesetz des preussischen Ministeriums des Innern betont wird, weiteste Verbreitung, besonders durch die Gemeinden, finden sollte. Der für die Massenpeisung notwendige zentralisierte Einkauf gestaltet sich billiger und leichter. Er ist frei von dem Warten und Stehen vor den Läden, wird nur von Wenigen für Viele ausgeübt und erleichtert daher Kräfte für andere Verwendung. Er wirkt also kräftestärkend und verbilligend.“

Die Ausnutzung der Nahrungsstoffe für die Ernährung ist bei der Herstellung im großen viel ergiebiger, als bei der Einzelherstellung. Es kann gehaltreicher gesocht werden. Die Ernährungsweise wird besser, Unterernährung wird sicherer verhindert als in manchen Einzelhaushaltungen, in denen hierfür Anpassungsfähigkeit der Frau an die bestehenden Verhältnisse, weitgehende Stockkenntnis und schließlich auch die geldliche Zeit mitsprechend bleiben. Durch Massenpeisung allein ist es möglich, besonders den Minderbemittelten und Ärmern die Wohltat beherbergt Unterstützung zuteil werden zu lassen.

In dieser Möglichkeit — vor dem Kriege diente die Massenpeisung fast ausschließlich diesem Zweck — liegt auch in der Hauptsache das Vorurteil, das gegen ihre allgemeine Einführung geltend gemacht wird. Es fällt unter dem Zwang der Verhältnisse weg, denn die Notwendigkeit der sparsamen Verwendung von Nahrungsstoffen und der ökonomischen Einteilung und Verwendung der Arbeitskräfte ist so dringend, daß ihr gegenüber Bedenken solcher Art fallen müssen. Kleinlich wirkt demgegenüber das Vorurteil eines Vorurteils, kleinlich die Annahme, das Familienleben könnte leiden, und kleinlich das verfehlte Gefühlsmoment gegen diese Einrichtung.“

Diese Regierungsweisheit ist nun nichts als eine Abschritt aus Bebel's Werken, wenn auch die Regierung ihre Quelle anzugeben nicht für nötig fand. In Bebel's „Die Frau und der Sozialismus“ finden wir das Kapitel „Kommunistische Küche“, in dem Bebel folgendes ausgeführt hat:

„Bei der Nahrung handelt es sich weit mehr um die Quantität als die Quantität, viel hilft nicht, wenn das Viele nicht gut ist. Die Qualität wird aber durch die Art und Weise der Zubereitung bedeutend verbessert. Nahrungszubereitung muß ebenso wissenschaftlich betrieben werden wie andere menschliche Tätigkeiten, soll sie möglichst vorteilhaft sein. Dazu gehört Wissen und Einrichtung. Daß unsere Frauen, welchen gegenwärtig die Nahrungszubereitung hauptsächlich zufällt, dieses Wissen oft nicht besitzen und nicht besitzen können, bedarf keines Beweises mehr. Die Technik der großen Küchen hat schon gegenwärtig eine Vollkommenheit erreicht, welche die auf beide eingerichtete Familienküche nicht kennt. Insbesondere ist es die mit Elektrizität für Heizung und Beleuchtung ausgerüstete Küche, die dem Ideal entspricht. Kein Rauch, keine Hitze, keine Dünste mehr; die Küche gleicht mehr einem Salon als einem Arbeitsraum, in dem alle möglichen technischen und maschinellen Einrichtungen vorhanden sind, welche die unangenehmsten und zeitraubendsten Arbeiten spielend erledigen. Da sind die elektrisch betriebenen Kartoffel- und Obstschäler, die Entkernungsapparate, Wirtstöpfe, Speckpresser, Fleischhacker, Fleischröster, Bratapparate, Kaffee- und Gewürzmühlen, die Brotschneidapparate, Eiszerkleinerer, Korzgießer, Korzpressen und hundert andere Apparate und Maschinen.“

die einer verhältnismäßig kleinen Zahl Personen mit mäßiger Anstrengung ermöglichen, für Hunderte von Tischgästen die Speisen zu bereiten. Dasselbe ist mit den Spül- und Reinigungs-einrichtungen der Fall.

Die Privatküche ist für Millionen Frauen eine der anstrengendsten, zeitraubendsten und verschwendendsten Einrichtungen, bei der ihnen Gesundheit und gute Laune abhandeln kommt, und die ein Gegenstand der täglichen Sorge ist, namentlich wenn, wie bei den allermeisten Familien, die Mittel für die Knappheit sind. Die Vereinfachung der Privatküche wird für ungezählte Frauen eine Erlösung sein. Die Privatküche ist eine ebenbürtige und überwindene Einrichtung wie die Werkstätte des Kleinmeisters, beide bedeuten die größte Unwirtschaftlichkeit, eine große Verschwendung an Zeit, Kraft, Preis- und Beleuchtungs-material, Nahrungsstoffen usw.

Der Nährwert der Speisen wird durch leichte Assimilierbarkeit erhöht; diese ist entscheidend. Eine naturgemäße Nährweise aller kann also auch erst die neue Gesellschaft ermöglichen. Cato rühmt vom alten Rom, daß es bis zum 6. Jahrhundert der Stadt (200 vor Christo) wohl Kenner der Heilkunde gab, aber es an Beschäftigung fehlte. Die Römer lebten so nüchtern und einfach, daß Krankheiten selten vorkamen und der Tod durch Altersschwäche die gewöhnliche Form des Todes war. Erst als Schlemmerei und Müßiggang, kurz das Lotterleben auf der einen, Not und Ueberarbeit auf der anderen Seite um sich griffen, wurde es stündlich anders. Die Schlemmerei und das Lotterleben sollen künftig unmöglich sein, aber auch Not, Elend und Entbehrung. Es ist für alle genug vorhanden.

Wer wenig isst, lebt gut (das heißt lange), sagte der Italiener Cornaro im 16. Jahrhundert, wie Niemeyer zitiert. Schließlich wird künftig auch die Chemie für die Herstellung neuer und verbesserter Nahrungsmittel in bisher ungekannter Weise tätig sein. Heute wird diese Wissenschaft sehr mißbraucht, um Fälschungen und Brellereien zu ermöglichen; es ist aber klar, daß ein chemisch zubereitetes Nahrungsmittel das alle Eigenschaften eines Naturproduktes hat, denselben Zweck erfüllt. Die Form der Gewinnung ist nebensächlich, vorausgesetzt, daß im übrigen das Produkt allen Ansprüchen gerecht wird.

Wir weisen mit besonderem Nachdruck drauf hin, daß Bebel hier den Hauptnachdruck auf die Güte der Speisen legt, und das wird in der Tat für den augenblicklichen Erfolg oder Mißerfolg der Massenpeisung entscheidend sein. Was wir brauchen, ist nicht ein Armenessen, sei es als Teil der Armenpflege, sei es Hilfe der Kriegsjahre, sondern eine wirkliche Massenpeisung durch die Gemeinden, für die alle notwendigen Lebensmittel vor der Befriedigung aller anderen Ansprüche herbeigezogen werden. Der Ernst der Zeit sollte die Leitungen der Großstädte anspornen, nicht länger zu zögern und sich nicht länger mit Kleinigkeiten abzugeben, sondern im Geiste des Bebel'schen Wirtschaftsprogramms frisch zur Tat zu schreiten.

Aus feldpostbriefen.

Der Tod auf der Lauer.

Aus der Champagne wird uns von einem Magdeburger Genossen geschrieben:

Die uns auf 40 bis 50 Meter gegenüberliegenden Franzosen, anscheinend Alpenjäger, waren äußerst led, verzogen und freivolwaghaft. In unserm etwa 10 Meter entfernten Drahtverhau arbeiteten zwei Mann von ihnen in einer nicht ganz hellen Nacht so ungeniert beim Verschneiden der Drähte, als gelte es, an verkehrreichem Ort eine Telefonleitung zu reparieren. Mit hellem Klang sprangen der Stolperdraht und die durchschnittenen Enden des Stacheldrahts zur Seite; in stehender Stellung half der eine dem neben ihm Knien. Wir waren zu jener Zeit das erste mal im Kampfgraben, und der den beiden gegenüberstehende Posten war ob dieser Kühnheit so verblüfft, daß er erst zur Fassung kam, als der diensttunende Feldwebel an ihm vorüberging, den er auf den Vorgang aufmerksam machte. Ein paar Schüsse von diesem ließ die Franzosen, heil oder verwundet, verschwinden.

Zwischen unserm und dem feindlichen Drahtverhau befand sich ein alter aufgegebener Graben. Die Franzosen hatten anscheinend unter ihrem Drahtverhau kurze Sappen bis zu diesem Graben durchgetrieben und stellten uns ihre Doppelposten direkt vor die Nase. Aber nur nachts, am Tage war kein Schimmer vom blauen Stahlhelm in ihm zu erblicken. Dieser tote Graben war sicher der Ausgangspunkt solcher abenteuerlicher Unternehmungen.

Als eines Nachts bei trübem Himmel der Mond auf einen Augenblick hervorlachte, sehe ich drüben an unserm Drahtverhau eine Gestalt vollständig aufrecht regungslos stehen. „Dau ihm eine runter!“ sagt aufgeregt mein Kamerad zu mir, als ich ihn leise auf die regungslose Gestalt aufmerksam machte. Und im selben Augenblick führt der Franzmann drüben seine Zigarre zum Munde und läßt sie hell aufleuchten. Als mein Schuß krachte, verschwindet er blitzartig und gleichzeitig eine andere Gestalt, die neben ihm gesteuert hatte.

Auch wir haben eine erhöhte Sappe hinausgetrieben. Der Posten in ihr kann drüben das Gelände gut einsehen. Die Sappe sitzt auf zwei Baumreihen, hohe, arg verwundete und zerstückelte Nichten. Zwischen diesen beiden Baumreihen hat der Franzmann eine Sappe geschickt an unsere herangetragen. In ihr belauert ständig ein Posten unsere Läden in den eingebauten Stahlblenden. Einer von den Franzosen ist besonders verzogen. Er trägt eine engliche Sportmütze, schmiegt sich so an einen zerbrochenen Baumstamm, daß er nicht zu erreichen ist, oder er liegt auf dem Bauch, und nur mit aller Anstrengung kann man die graubraune Mütze auf dem gleichfarbigen Grunde wahrnehmen.

Unsere Gruppe, die seitwärts davon die Posten zu stellen hatte, hat ihn schon lang auf dem Kocn. Aber nie ist er zu fassen gewesen. Mein Freund Alfred steht am hellen Tage am Spiegel und beobachtet gebedt den Sportmüßigen. Blödsinnig redt er sich über die Dedung, zielt nach links in der Richtung auf die feindliche Sappe und drückt ab. „Hast du was gesehen?“ frage ich ihn, da ich mich aerode in seiner Nähe befinde. „Natürl. er hat gesehen, wie der mit

der Sportmütze sich weit vorgebeugt und sich eine Mütze gegeben hat. Diesen Moment bemutete er zum Schusse.“

Wir sind noch bei der Auseinandersetzung begriffen, als aufgeregt von der Sappe her ein Kamerad gelaufen kommt und nach den Sanitätären fragt: Der Sappenposten ist schwer verwundet! Mich befüllt ein heftiger Schred. Sollte der Schuß Alfreds den eigenen Kameraden getroffen haben? Mit wenigen Sähen bin ich in der Sappe. Den schmalen Weg zu ihrem Eingang riefelt ein dünner Blutstrom mir entgegen. Neben der kurzen Leiter, die zum Postenstand hinaufführt, liegt schwer atmend und stöhnend die kräftige Gestalt des Kameraden. Gurgelnd stößt die schwer arbeitende Brust unartikuliert Laute hervor. Mit einem Sähen bin ich die Leiter hinauf zum Postenstand. Erleichtert atme ich auf, als ich mich umgebeugt. Von rechts kann der Schuß des Kameraden hierher nicht gekommen sein, obgleich unser Graben eine kleine Krümmung hier macht und der Postenstand sich ein gut Stück weiter vorspringend befindet. Eine Sandbadmauer verdeckt die Einfahrt, und man muß den Kopf darüber hinaussteden, um Alfreds Abschußstelle sehen zu können.

Nein, Alfreds Schuß war es nicht gewesen. Blatt war der Einschuß links herein und rechts aus dem Hinterkopf herausgegangen. Umgekehrt hätte es sein müssen. Aber den Schuß des Feindes hat man nicht gehört, er muß mit dem Alfreds gleichzeitig gefallen sein. Zwei Kranenträger schleppen den schweren, knochigen jungen Mann unter das Dach des nahen Grabentunnels. Die nackte Brust dampft in Todeswärme unter dem geöffneten Waffentod. Auf der Erkennungsmarke, die auf der Brust ruht, lese ich neben dem Namen und der Kruppenteilsnummer den Ortsnamen Förderstedt, Bezirk Magdeburg. Die ganze Nacht hindurch noch rang der lebensstehende, kräftige Körper mit dem Tode. Der lobbringende Schuß war durch das kleine Loch der Stahlblende in dem Augenblick gekommen, als der Getroffene den Kopf wandte, um durch die andere Blende nach der andern Richtung auszuspähen!

Nach ein paar Tagen hatten die Franzosen uns an einer andern Stelle einen kleinen Panzergraben vor die Nase gebaut. Er war aber groß genug, um ein weites Stück unseres Grabens von ihm aus einsehen zu können und ein paar Scharfschützen Gelegenheit zu geben, auf der Lauer zu liegen und unsere Posten abzuschießen. Jetzt mußte etwas getan werden, um diese Unzulänglichkeit die mehr als nötig war, zu beseitigen. Eines Morgens kam ein Feldwebel und zwei Telephonisten der hinter uns liegenden Minenwerferabteilung. In einer halben Stunde war eine Leitung bis in ihren nahen Graben gelegt. Dann gab der Feldwebel am Telephon seine Befehle, an zwei Stellen beobachtet wir und gleich darauf fauchte heulend die erste Mine über unsern Köpfen durch die Luft. Der aus dem Geräusch sich ergebende Flugbogen des Geschosses erfährt eine plöckliche Unterbrechung und dann sieht man das zuckertütformige Geschöß senkrecht zur Erde fallen.

Die Sappe zwischen den Baumreihen war das Ziel. Der hochaustrühende Dreck und Quack zeigt, daß der Schuß zu weit gegangen ist. Er hat aber keine Wirkung doch getan, denn er trat direkt in den Graben, rechts von der Stelle, wo die Sappe ihn verläßt. Man hört, wie die Grabenwände drüben einflürzen, so etwa, als wenn man eine Reihe hintereinander aufgestellter Ziegelsteine in der Weise umwirft, daß der eine den andern beim Fallen trifft.

Schnell ist der Abschuß korrigiert. Gleich darauf sitzen mit gewaltigem Getöse vier Minen direkt in der Sappe, alles in Trümmer schlagend. Nachts kam von drüben kein Schuß. Dafür erklang aber drüben im Graben in hastiger Schnelle der Spaten des Franzmanns, von den anfeuernden Kommandos „Mons, Mons!“ un-aufföhrlich begleitet. Dann kam wieder eine helle jugendliche Stimme herüber, die immer denselben unverständlichen ängstlichen Ton hören ließ. Auch in der Sappe wurde diese Nacht vorsichtig und eilig gearbeitet, dann und wann klangen stöhnende Schmerzenslaute zu uns herüber.

Am andern Tag ereilte den Panzergraben das gleiche Schicksal, nur daß auf ihn einige Schuß mehr abgefeuert werden mußten. gk.

Dermischtes.

Vom Handlungsgehilfen zum 30fachen Millionär. Der beispiellos glänzende Lebenslauf des vor wenigen Tagen verstorbenen Geh. Rats Dr. med. Karl August Lingner in Dresden bietet des Interessanten und Merkwürdigen viel. Gleich den verstorbenen Kommerzienräten und Millionären Naumann und Eckhard, die mit den Nanzen auf dem Rücken als Handwerksburschen in Dresden einwanderten und als mehrfache Millionäre starben, ist auch Karl Lingner ein „self made man“. Als einfacher Schreiber trat er in das Kontor der Firma Seidel und Naumann in Dresden ein und hatte einen Monatsgehalt von 70 Mk. Von diesem Gelde machte er noch Ersparnisse und als sein zukünftiger Schwiegervater, ein Zimmermann in Pirna, ihm 300 Mk. zum Ankauf von Holz vorstreckte, machte sich der junge Lingner an die Herstellung des von ihm erfundenen Lineals, des sogenannten Lingner-Lineals. Diese erste Hilfe, die ihm der einfache Pirnaer Zimmermann zuteil werden ließ, hat Lingner nie vergessen und als seine damalige Braut, die Tochter des Zimmermanns, vor ihrer Hochzeit mit Karl August Lingner plötzlich verstarb, hat dieser sich gelobt, nie zu heiraten. Er hat seinen ersten Wohlthäter nie vergessen und pietätvollerweise alljährlich das Grab seiner einfachen Braut besucht und geschmückt. Mit seinem Lineal hatte Lingner Erfolg und er konnte bald die Massenfabrikation betreiben. Dann erfand er einen patentierten Stiefelnecht, dessen Herstellung ebenfalls eine gute Einnahmequelle bildete. Den Grund zu seinem ungeheuren Reichtum legte Lingner aber, wie bekannt, durch die Fabrikation des Dol. — Das hinterlassene Vermögen Lingners schätzen eingeweihte Kreise auf mindestens 30 Millionen Mark. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, hatte Lingner eine große Reihe von Legaten und Vermächtnissen für Wohlthatsanstalten usw. ausgelegt. U. a. soll die Stadt Dresden allein mit rund 10 Millionen Mark bedacht sein.